

Predigt über 1. Thessalonicher 1,1-10

Gnade euch und Friede! Wir danken Gott allezeit für euch alle, wenn wir eurer gedenken in unseren Gebeten. Unablässig gedenken wir eurer Arbeit des Glaubens, der Mühsal der Liebe und der Beharrlichkeit der Hoffnung auf unseren Herrn Jesus Christus – vor unserem Gott und Vater. Wir wissen, Geschwister, von Gott geliebt, von eurer Erwählung, denn unser Evangelium geschah an euch nicht nur im Wort, sondern auch in Kraft und in heiligem Geist und mit viel Wirkung. Ihr wisst, wie wir bei euch um euretwillen aufgetreten sind. Und ihr seid Nachahmer geworden – unsere und des Herrn, indem ihr das Wort aufgenommen habt in viel Drangsal und mit der Freude des heiligen Geistes. So dass ihr Vorbild geworden seid allen Glaubenden in Mazedonien und Achaia. Denn von euch aus ist laut geworden das Wort des Herrn nicht allein in Mazedonien und Achaia, sondern an jeden Ort ist euer Glaube an Gott vorgedrungen, so dass wir gar nicht mehr nötig haben, etwas zu sagen. Sie verkünden über uns, welche Aufnahme wir bei euch gefunden haben und wie ihr euch von den Idolen ab- und Gott zugewandt habt, um dem lebendigen und wahrhaftigen Gott zu dienen und zu erwarten seinen Sohn aus den Himmeln, den er von den Toten erweckt hat: Jesus, der uns dem kommenden Zorn entreißt.

Gnade und Friede – mit diesem Gruß beginnt fast jeder Brief des Paulus an seine Gemeinden, so beginnt auch fast jede Predigt an jede Gemeinde, auch heute. Ein doppelter Segenswunsch, einmal in senkrechter, einmal in waagerechter Richtung. Gnade bedeutet Gottes Solidarität: er kommt uns zu Hilfe. Gnade ist darum auch eine enge, eine innige Beziehung mit Gott; eine Gesprächsbeziehung: ihn anrufen, ein herzliches Vertrauen in seine Zusagen und offene Neugier und Bereitschaft, nicht ängstliches Ausweichen, gegenüber seinen Forderungen. Diese Gesprächsgemeinschaft ist zugleich eine Arbeitsgemeinschaft.

Und Friede. Die vertrauensvolle Beziehung nach oben soll eine Entsprechung haben unter uns, zwischen uns. „Der HERR sei zwischen mir und dir“, lautet ein biblischer Segenswunsch, sein Einfluss möge auch unsere Beziehungen zu anderen prägen, sich zwischen uns stellen als Schutzmacht für andere vor unseren Übergriffen, unseren Vereinnahmungen, aber auch uns für einander öffnen, unsere kalten, ängstlichen Abgrenzungen überwinden. Er möge doch für eine ähnlich offen neugierig angstfreie Gesprächsbereitschaft auch unter uns sorgen, wie in unserer Beziehung mit ihm. So wie er sich geöffnet hat unseren Zurufen, uns erschlossen hat für seinen Einfluss, so möge er uns auch aufgeschlossen machen für einander. Unter uns, das meint nicht nur: innerhalb der Gemeinde, aber abgeschottet nach außen gegen die anderen, die Fremden. So ein freies Zusammenleben hat Ausstrahlung, Auswirkung auch nach draußen, auf Gesellschaft, Staat, Politik und Kultur. Offene Beziehungen nach oben und seitwärts, das meint: Gnade und Friede.

Darum richtet sich dieser Brief an uns alle zusammen, an uns als Gemeinde, an Leute, die irgendwie versuchen, miteinander zu leben, zusammen zu sein, das immer wieder versuchen. Das gilt auch für Citykirchen, in die nicht nur Gemeindemitglieder gehen, sondern Menschen aus der ganzen Stadt durchs Wort Gottes zusammengerufen, ums Evangelium versammelt sind. Paulus dankt Gott allezeit für uns alle. Er dankt dafür, dass es christliche Gemeinden, nicht nur dass es gläubige Christen gibt. Einige von uns können ihm da beipflichten: Gott sei Dank, dass es die Gemeinde gibt. Mein Leben wäre doch ganz anders, grauer, trauriger, wohl auch enger und engstirniger, in mir selbst verbiestert, ohne die Herausforderungen, Anregungen, auch Anstrengungen des Zusammenlebens in der Gemeinde. Andere unter uns aber fragen sich beklommen, was denn im Blick auf unsere Gemeinde bloß jemanden dazu bringen mag, so freudig zu

danken, erleben gerade die Gemeinde als grau und traurig, eng und engstirnig, verbiestert, gelähmt, können sich überhaupt nicht vorstellen, dass irgendein Apostel beim Anblick unserer Gemeinde in so anhaltenden Jubel ausbricht. Es gibt ja inzwischen auch viele, für die hat Christsein mit Gemeinde und Gemeinschaft gar nicht viel zu tun: ein Christ, eine Christin, das sind Leute, die – mal mehr, mal weniger – den Zurufen der biblischen Botschaft Glauben schenken, besonders in Angst und in Not darauf trauen, auch im persönlichen Leben dem zu entsprechen versuchen, jedenfalls die schlimmsten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten nicht mitmachen – aber jeder und jede für sich, ohne auf eine Gemeinde angewiesen zu sein. Und das gilt besonders für Citykirchen, wo man einfach hingehen kann, singen, beten, Predigt hören, ohne befürchten zu müssen, gleich für irgendwelche Gruppen, Kreise, hilfreiche Aufgaben gekrallt zu werden. Paulus, ja die ganze Bibel sieht das anders. Als einzelne kommen wir erst in zweiter Linie in den Blick, nur als Teil einer Gemeinschaft, Teilnehmer und Mitmacher einer Geschichte, Mitglieder eines Kollektivs. „Kein Christentum ohne Gemeinschaft,“ so hat es der Graf Zinzendorf knapp und treffend gesagt.

Paulus fasst zusammen, was eine christliche Gemeinde ausmacht, was das Evangelium aus uns macht, wie da aus lauter grämlichen Eigenbrötlern nun doch z.B. eine Tischgemeinschaft wird. Er stellt dazu drei Worte zusammen, die wir als große Überschriften für ein christliches Leben kennen, wenn auch nicht unbedingt als Kennzeichen einer Gemeinde: Glaube und Liebe und Hoffnung. Paulus meint damit nicht christliche Tugenden, erstrebenswerte Ideale. Er hat diese Worte dem Evangelium entnommen, wo es nicht um unsere Tugenden und Taten, unser Engagement geht, sondern um große Taten Gottes, sein Engagement für uns. Das Evangelium, das ist nämlich zum einen die gute Nachricht, dass Gott treu ist, seinen menschlichen Bündnispartnern auch dann die Treue hält, wenn die ihm immer wieder untreu werden. Er lässt sich zwar berühren und verletzen durch unsere Vergesslichkeit und Undankbarkeit, aber nicht beirren, bleibt hartnäckig bei seinen Bundesschlüssen. Unser Glaube ist der Versuch einer Antwort auf Gottes Treue, dieser Treue zu trauen, uns ihr anzuvertrauen, sie nicht bei jedem Gegenwind gleich zu bezweifeln oder dauernd auf die Probe zu stellen. Zum anderen ist das Evangelium die gute Nachricht von Gottes Liebe, von seiner Feindesliebe. Gott liebt seine Feinde, er ist sich nicht zu schade, immer wieder denen nachzulaufen, die von ihm nichts wissen wollen, ihn verdrängen. Dazu hat er seinen Sohn geschickt: zu suchen das Verlorene, Sünder zu rufen, Feinde umzudrehen. „Christus ist für uns gestorben, als wir noch Feinde waren,“ schreibt Paulus an anderer Stelle. Unsere Liebe ist auch hier nur Antwort, Versuch der Entsprechung: wer sich klar darüber ist, nur durch Gottes große Feindesliebe überwunden, erweicht, in sein Volk mitaufgenommen worden zu sein, bringt einfach nicht mehr das Überlegenheitsgefühl, das Selbstbewusstsein, die Selbstgerechtigkeit auf, die man für richtige Feindschaften braucht, kann gar nicht mehr anders, als nun auch auf andere, auch auf die schwierigen, verqueren, anstrengenden Anderen, mit Nachsicht, Humor, Verständnis und Geduld zu reagieren. Christen fehlt für Feindschaften einfach der nötige Ernst. Und schließlich: das Evangelium ist die gute Nachricht von Gottes Zukunft, davon, was er sich noch vorgenommen hat. Die ganze Bibel ist ja voll Zukunftsmusik, ein Traumbuch von einer neuen Menschheit, von einem neuen Himmel, einer neuen Erde, wo endlich Gerechtigkeit wohnt, all die himmelschreienden Ungerechtigkeiten zurecht gebracht, die blutigen Zerrissenheiten geheilt, die Schreie der Armen und Gequälten endlich erhört werden. Die christliche Hoffnung besteht darin, sich diese Verheißungen auch durch schwere Rückschläge nicht ausreden zu lassen, sich partout nicht abfinden zu können mit der Welt, wie sie nun mal ist.

Doch nun hat Paulus jedem dieser drei großen Worte – Glaube, Liebe, Hoffnung – noch je ein Wort hinzugefügt: er spricht von der Arbeit des Glaubens, von der Mühsal der Liebe, von der Beharrlichkeit der Hoffnung. Alle drei Beiwörter, Arbeit, Mühe, Beharrlichkeit, handeln von

Anstrengungen. Uns ist sofort verständlich, dass Hoffnung in der Bibel nicht ein frohgemuter Optimismus ist – die Autoren der Bibel sind ja nicht naiv, verschließen nicht die Augen vor der grauenhaften Wirklichkeit –, sondern zähes, hartnäckiges Durchhaltevermögen, Beharrlichkeit. Und Liebe kein romantisches Gefühl, sondern Taten, die auch Mühe machen können – wir haben ja davon gehört, erinnern in unseren Kirchen mit dem Zeichen des Kreuzes daran, wie viel Gott seine Feindesliebe sich hat kosten lassen. Aber fremd ist uns doch das Wort von der Arbeit des Glaubens. Gerade wir evangelischen Christen haben uns angewöhnt, unseren Glauben immer im Gegensatz zu allen Werken, allem Tun, aller Arbeit zu verstehen. Für Paulus aber bedeutet unser Vertrauen in die Treue Gottes, unser Glaube, zugleich Eintritt in eine Arbeitsgemeinschaft. Wie können wir Erfahrungen mit Gottes Treue machen, wenn wir uns gar nicht erst drauf einlassen, mitzutun in seiner Geschichte, seinen Kämpfen? Gott sucht Mitmacher, Mittäter, Mitarbeiter. Und Paulus selbst hat nicht nur sich zu solcher Mitarbeit berufen lassen, sondern sich auch kräftig an dieser Suche nach weiteren Mitarbeitern beteiligt.

Paulus bescheinigt der Gemeinde, sie sei zu Nachahmern geworden, Nachahmern des Paulus, aber auch, da Paulus sich bemüht, Jesus nachzuahmen, zu Nachahmern des Herrn selbst. Mitzumachen in Gottes Arbeit, das bedeutet Jesus Christus nachzuahmen. Das kommt uns sehr, sehr hochgegriffen vor; wir wissen doch: so wie Jesus sind wir nicht, handeln auch nicht so wie er. Paulus aber findet das nicht hochgegriffen. Im Gegenteil, er hat ja Jesus als denjenigen kennen gelernt, der gerade nicht nach oben strebte, sondern nach unten, sich auch nicht mit den Oberen abgab, sondern mit den Unteren, nicht die ohnehin Erfolgreichen suchte und besuchte, sondern die Verlorenen, die Gescheiterten. Das ist das Evangelium: in Jesus ist Gott selbst abgestiegen, um sich mit uns hier unten zu solidarisieren. Das meint Gnade und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Paulus hält das nicht nur für eine tröstliche und befreiende Botschaft, sondern auch für ein nachahmenswertes Vorbild.

Indem die Gemeinde dieses Vorbild nachahmt, wird sie selbst zum Vorbild. Dass da eine Gruppe von Menschen anders lebt als zuvor, aber auch anders als andere, das hat sich rumgesprochen, hat Aufsehen erregt. Das Gerücht von einem neuen Leben, einem andersartigen Zusammenleben, macht die Runde, verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Da sind Leute, die halten sich nicht mehr an die heiligsten Güter der Gesellschaft, der Nation, also an Götzen; die sind ausgestiegen, dienen jetzt einem anderen Herrn, dem lebendigen, beweglichen, alles neu machenden und doch treuen Gott Israels. Es gibt schon Gegenden, da braucht der Apostel gar nicht mehr den Mund aufzumachen, denn die Nachricht von dieser Aufsehen erregenden Gruppe ist ihm schon zugekommen. Und so hat die Gemeinde nicht nur mit Worten das Evangelium verbreitet, sondern sie selbst, die Gemeinde, ihre ganze Art ist Evangelium, eine gute Nachricht für ihre Umgebung. Der Rabbiner Robert Raphael Geis fand die christliche Manie, immerzu, aber meist nur verbal Zeugnis ablegen zu müssen, etwas läppisch, weil sie so oft taten- und folgenlos bleibt. Er hat demgegenüber Israels Rolle als „existenzielle Mission“ bezeichnet: eine kleine Gruppe, Gottes Minorität, sagt Geis, die anders, auch etwas absonderlich lebt, macht ohne viel Worte auf den Gott Israels aufmerksam, gewinnt ihm vielleicht nicht gleich Anhänger, macht aber mindestens neugierig auf ihn. Eine solche existenzielle Mission bescheinigt Paulus der Gemeinde in Thessaloniki.

Von einer solchen Gemeinde können wir nur träumen. Aber vielleicht ist das ja auch der Sinn des heutigen Grußworts und Zurufs an uns. Unser Predigttext weckt Erwartungen, Erwartungen in uns und an uns: wir können von Gott was erwarten und er erwartet etwas von uns. Die frohe Botschaft des heutigen Sonntags an uns alle: Wir dürfen und sollen von einer solchen Gemeinde träumen – in aller Arbeit des Glaubens, Mühsal der Liebe und Beharrlichkeit der Hoffnung.

Amen.